

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 8

Artikel: Fratzen
Autor: Duncker, Dora
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lige Hände und Lächlein winken hinunter und herauf. Die kleinsten Details sind zu erkennen. Wir haben uns absichtlich tiefer gesenkt. Rühe an der Tränke, Kälblein auf der Weide, ein Handwagen vor einem Bauernhaus, ein Auto, das daherfliegt, Hütten und Ställe, die Mühle. Jetzt kennt die Begeisterung keine Grenzen mehr —!

„Schau dort das Anneli, es geht grad über die Straße!“

„Frau Buholzer hat das Fenster aufgetan!“

„Meine Frau winkt!“

„Grüß Gott, grüß Gott!“

„Im Ofen kochen sie zu Mittag. Wie lustig das Räuchlein aus dem Kamin steigt!“

„Just ist der Halbzwoölfuhrzug eingefahren. Wer bekommt Besuch?“

Schnell ein mit einem Steinchen beschwertes Grüßchen hinuntergeworfen! Hoffentlich liest es ein glücklicher Finder auf und trägt's an die richtige Adresse.

Freude allerwärts.

Nur die Hühner stieben flatternd und ganz aus der Fassung davon. Sie wissen nicht, wohin sie sich flüchten sollen. Was will das Ungewöhnliche über ihnen? Vielleicht ist's ein Sturm, ein verspätetes Gewitter, das im Anzug ist.

(Schluß folgt.)

Im Ballon.

Steige, steige, Riesenglocke!
Meine Seele schwebt mit dir,
Eine windverwehte Glocke.
Felder schwinden, unter mir
Ziehen tief die leidbeschwerten,
Schicksalsvollen Erdengärten
Und verhauchen wie das Lied,
Das von warmen Lippen schied.

Lebe wohl, du Welt der Kleinheit!
Jedes Denken wird hier groß,
Milder Hauch der Schöpfungseinheit
Fließt aus goldner Sterne Schoß.
Aus des Schweigens Abgrund ragen
Stumm die ernsten, letzten Fragen:
„Sind wir Traum und bloßes Nichts,
Saukelspiel im Strom des Lichts?“

In den reinen, blauen Bächen
Spielen Geister um den Ball,
Und sie flüstern und sie sprechen:
„Heilig, heilig ist das All!“
In dem leichten, schönen Schweben
Ahnen wir ein ewig Leben.
Flügel rauschen leis im Wind,
Schwingen trägst du, Menschenkind!

J. C. Geer.

Fragen.

Skizze von Dora Dunder.

Peter Heine stand in der Tür seines Ateliers und blickte auf die sonnenbeschienene Landstraße hinaus, auf die der schmale Fußsteig vor seinem Häuschen führte. Er sah über die gelben Sonnenblumen, die weißen, rosa und lila Asters, die großen braunroten Georginen seines Gartens fort, zwischen denen ganze Felder von Reseda süß in der warmen Septembersonne dufteten.

Er war eigentlich ohne jede äußere oder innere Nötigung von seiner Arbeit aufgestanden, und in seinem langen weißen Bildhauerkittel mit den weißbestäubten Händen, den Meißel noch mechanisch in der Hand, in die blaugoldige Septemberluft hinausgetreten. Es gab da nichts

für ihn zu sehen und zu erwarten. Seine Frau war mit den Kindern noch an der See; auf Bekannte hatte er in den Vormittagsstunden, die ganz seiner Arbeit gehörten, schwerlich zu rechnen; selbst der Briefträger kam vor nachmittags nicht mehr in diese ländliche Einsamkeit heraus.

Peter Heine strich mit der weißbestäubten Hand über die Augen und das dicke blonde Haar, das schon ein klein wenig angegraut war. Er dachte an seine Arbeit, die der Vollenendung nahe war. Etwas wie Wohlgefallen und Befriedigung lief über sein regelmäßiges, kräftig gebautes Gesicht. Er reckte die große sehnige Gestalt. Es war doch gut nach allem Kämpfen

und Ringen, Tasten und Suchen am rechten Platz zu stehen, in den Hafen eingelaufen zu sein. Er hätte mit keinem Menschen auf der Welt tauschen mögen!

Er dachte an seine hübsche, gesunde, tüchtige Frau, an seine wilden, lustigen Kinder und blinzelte vergnügt in die wundervolle Septembersonne hinein, die selbst den Staub der reizlosen Landstraße übergoldete.

So vollkommen war die Mittagsstille, daß der jetzt bequem gegen den Türpfosten gelehnte Mann mit seinem scharfen Ohr selbst das entfernteste Geräusch aufnahm. Er hörte die Grillen drüben jenseits des kleinen Teiches auf der Wiese schwirren. Er hörte das jeweilige Anschlagen des alten Rötters weit unten im Krug, und jetzt plötzlich wurde ein neues, in der ländlichen Mittagsstille seltenes Geräusch hörbar, das Knirschen eines Rades auf dem Sande der Landstraße und nun ganz deutlich das warnende Glockenzeichen, das der Radfahrer einzig zu seiner eigenen Unterhaltung abgegeben haben mochte, denn so weit das Auge reichte, war nirgends ein Mensch zu sehen, der des schwirrenden Alarmsignals bedurft hätte.

Peter Heine fiel ein, daß es ein Geschäftsbote aus der Stadt sein möchte, den er schon seit ein paar Tagen erwartete. Es handelte sich um ein paar kleine holzgeschnittene Köpfe für eine alte Truhe, die Heine vor langen Jahren aus dem Salzburgerischen mitgebracht hatte. In seiner Stadtwohnung war das wertvolle Gerät nie recht zur Geltung gekommen; hier draußen stand es frei, von allen Seiten sichtbar da, ein prächtiges Stück mittelalterlicher Kunst. Hier auch trat das Fehlen von vier Köpfen, die zweifellos ursprünglich den Deckel gehalten hatten, auffällig zutage.

Heine hatte anfangs die Absicht gehabt, die Köpfe im Stil und Geist des alten Stückes selbst zu modellieren. Vor großen sich drängenden Aufgaben war er nicht dazu gekommen. Da hatte er im Sommer die Truhe photographiert, die Größenmaße vermerkt und die fehlenden Köpfe einem Möbelfabrikanten in Arbeit gegeben, der sich in letzter Zeit durch ungewöhnlich bemerkenswerte Holzbildnereien ausgezeichnet hatte. Ob er es bei diesem seltenen Stück auch nur einigermaßen treffen würde, war freilich eine andere Frage. Jedenfalls wollte Heine den Versuch machen. Mißglückte er, kam der Bildhauer wohl gelegentlich selbst dazu.

Heine hatte sich nicht getäuscht. Der Radfahrer hielt vor der schmalen Sackgasse, die zu seinem Hause führte. Nun war er begierig, was sich aus dem Paket entwickeln würde, das an der Lenkstange hing und jetzt losgebunden wurde.

Heine machte einen Schritt über die Schwelle hinaus in die braunroten Georginen hinein. Als er die Augen gegen die Blendung der flimmernden Mittagssonne ein wenig zusammendrückte, sah er, daß neben dem Rade ein weibliches Wesen stand, schmal und schlank.

Netzt war das Paket losgebunden. Das Mädchen führte das Rad ein paar Schritt weit in die Gasse hinein und lehnte es dann gegen die weiße Staketentür, die den Blumengarten gegen die Straße abschloß.

Heine machte Miene, dem Mädchen entgegenzugehen. Dann wieder hielt er sich zurück, weil es ihm Spaß machte, den leichten, federnden Gang zu beobachten, mit dem die Schlanke auf das Haus zuschritt. Ihn selbst schien sie noch nicht bemerkt zu haben. Erst als er mit seinen wuchtigen, sehnigen Gliedmaßen ein wenig weiter zwischen den Georginen hervortrat, blickte sie auf, und etwas wie Schrecken und Befangenheit ging beim Anblick des Bildhauers sichtlich durch den schmalen, zarten Körper des Mädchens.

Er schritt nun rasch auf sie zu.

„Tag, Fräulein! Sie kommen von Skutler, hoffentlich, und bringen die Köpfe?“

„Ja,“ sagte sie leise, den dunklen Kopf ein wenig senkend.

„Also bitte, kommen sie näher. Hier draußen in dem Sonnenbrand wird sich schwerlich ein Urteil abgeben lassen. Herr Skutler hat Ihnen gesagt, daß es nur ein Versuch ist?“

„Gewiß, ja.“ Es lag etwas Stockendes, Gepektes in ihrer Stimme, auf das er nicht acht hatte.

Er öffnete die Haustür, die geradenwegs in sein Atelier führte. Ein leinener Vorhang verbarg den Blick in die Werkstatt. Links von dem Vorhang stand eine kleine Tür zu einer großen, lichten, gefällig im ländlichen Stil ausgestatteten Halle weit geöffnet.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Fräulein?“ Heine wies auf einen leichten naturfarbenen Rorbstuhl. „Sie werden müde sein von der heißen, staubigen Fahrt.“

Sie erwiderte nichts, aber sie nahm den Sitz

an. Auch die dunkle Basenmütze nahm sie vom Kopf. Als er flüchtig, mit dem Aufwickeln des Pakets beschäftigt, zu ihr hin sah, bemerkte er, daß das schmale Gesicht sehr bleich war, und daß der Jugend des Mädchens zum Trotz, sich harte Linien um Mund und Nase zogen. Dann, ohne noch einmal aufzublicken, fragte er, weshalb der junge Mensch, der sonst die Aufträge des Fabrikanten zu erledigen pflege, nicht herausgekommen sei. Ganz in seine Arbeit vertieft, bemerkte er weder, daß sie keine Antwort gab, noch wie gespannt, ja gebannt des Mädchens Blicke an ihm hingen. Erst als die letzte Hülle von den dunkelgebeizten Holzköpfen fiel, lehnte sie sich wie erschöpft einen Augenblick zurück und schloß die Augen.

„Donnerwetter. Alle Achtung!“

Sie fuhr auf, staunend, fragend, ungläubig. Dann schüttelte sie rasch und heftig den Kopf.

Heine hielt zwei der Köpfe in der Hand, die beiden anderen hatte er vor sich auf die Tischplatte gelegt. Vergleichend, prüfend ging sein Blick von einem zum andern. Dann, in seiner leichten, etwas burschikosen Art rief er noch einmal laut: „Donnerwetter, Himmelsakra! Das muß ein ganzer Kerl gewesen sein, der die Dinger da in die Welt gesetzt hat.“

Das Mädchen war aus ihrem Korbstuhl aufgeschneit und stand ihm jetzt kerzengerade gegenüber. Eine senkrechte Falte zwischen den tief-schwarzen Augenbrauen, fragte sie stoßend und heiser: „Ist das Ihr Ernst, Herr Heine?“

Er lachte sie aus, derb und fröhlich. „Freilich ist es mein Ernst. Sind Sie etwa anderer Meinung?“

Sie öffnete den Mund — schloß ihn aber sofort wieder.

„Aha, Sie wollen Kritik üben?“ sagte er sichtlich amüsiert. „Bitte Fräulein sich nicht zu genieren.“

Sie ärgerte sich augenscheinlich über seinen leichten Ton und sagte kurz und hart: „Das sind ja Fragen.“

„Eben darum. Ein ganz genialer Einfall, grade diese vier grundverschiedenen, grinsenden Faungesichter zwischen das Weinlaub und die Trauben des Abschlußfrieses zu setzen.“

Das Mädchen zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht nur ein Armutzeugnis,“ sagte sie halb für sich.

Die scharfe Bemerkung war kaum für Heines Ohr bestimmt gewesen. Aber gerade diese

Bemerkung machte ihn stutzen. Er sah das Mädchen an, das die Augen jetzt voll zu ihm aufgeschlagen hatte. Merkwürdig tiefe, melancholische Augen. Dazu der Mund fest zusammengepreßt, voll überlegener Ironie und Schärfe. Alles in allem ein Gesicht voll Wehmut und Tiefgründigkeit, ein Gesicht, das dem Leben schon ins grausame Antlitz geschaut haben mußte.

Eine Frage sprang auf in der Seele des Mannes: Wie kam dieses merkwürdige Geschöpf in den Dienst eines Skutler? Peter Heine trat an ihre Seite, nahm sie bei der Hand und sagte:

„Kommen Sie, Fräulein. Wir wollen die Fragen zu ihrer Urmutter bringen. Da soll sich's entscheiden, wer von uns beiden Recht hat.“

Sie folgte ihm zögernd. Sie traten aus der kühlen Halle in den heißen Mittagssonnenschein des Gartens zurück.

Zwischen den braunroten Georginen und der süßduftenden Reseda hindurch schritten sie um die Hausecke zu dem hinteren Eingang.

Die Tür war nur angelehnt. Durch einen fließengepflasterten Flur kamen sie in ein großes, viereckiges braungetäfeltes Zimmer mit Kredenzen und Speisetisch, das durch vier Fenster eine Fülle von Licht erhielt. Zwischen zwei der Fenster, ins Zimmer hineingerückt, so daß sie von allen Seiten sichtbar war, stand die alte Truhe.

Das Mädchen beugte sich mit einer raschen Bewegung auf das Gerät herab. Dann nahm sie dem Bildhauer einen der Faunköpfe aus der Hand und paßte ihn der leeren Stelle unterhalb des Deckels an. Lebhaft, angespannt nach etwas suchend, schüttelte sie den Kopf.

„Wer das vorher gesehen hätte“, sagte sie dann rasch mit heißen Wangen, „der hätte wohl das Richtige gefunden.“

„Ich hatte es Skutler anheimgestellt, mir den jungen Menschen herauszuschicken, den er mit der Aufgabe betraut hatte. Wie mir Skutler sagte, genügte dem die Photographie.“

„Eine große Eserei,“ fuhr sie heraus. Sie kniete vor der Truhe nieder, nahm Peter Heine auch den zweiten Kopf aus der Hand und hielt die beiden sich gegenüber, einen jeden an die entsprechende Ecke des Laub- und Traubenfrieses.

Dann hob sie das Gesicht voll Eifer und sprühenden Lebens zu Heine auf.

„Wollen Sie sich bitte selbst überzeugen, daß diese Fragen ein Unding sind. Wissen Sie, was da hineingehört hätte — und ich möchte wetten, ursprünglich dort gegessen hat? Gar keine Köpfe, sondern dicke, drollige, kleine Bacchanten. Sehen Sie hier —“, sie gab die Stelle frei und zeigte mit dem Finger auf eine quellende Traube, „die Weinchen fest auf die Traube gestemmt, den lustigen Strubbelfopf in seliger Trunkenheit hintenüber, gerade da unter die Abschlußecke — und hier —“

Heine hatte sich zu ihr niedergebeugt, ihr die große sehnige Hand schwer und wuchtig auf die Schulter gelegt.

„Und hier die strenge, unduldsame Meisterin, die von ihrem eigenen Werk nichts wissen will!“

Sie fuhr erschreckt zurück. Dann stand sie auf, die Köpfe am Boden liegen lassend, und ihm frei ins Antlitz schauend, sagte sie hart: „Lügen mag ich nicht; ja, es ist schon so, aber im Grunde lohnen dergleichen Fragen nicht die eigene, noch weniger fremde Kritik!“

Sie stieß verächtlich mit der Fußspitze nach den Köpfen, daß sie ein Stück weit von der Truhe fort ins Zimmer kollerten.

Dann machte sie eine rasche Wendung nach der Tür zu und fragte kurz: „Was soll ich Skutler für eine Antwort bringen?“

Heine war schon neben ihr, kaum daß sie ausgesprochen hatte.

„Oho, das fehlte noch“, rief er in seinem rauhen, gemüthlichen Faß, „nicht mit Skutler, sondern mit Ihnen hab' ich zu reden, obwohl es dem Kerl alle Ehre macht, sich eines — na, sagen wir — Talent's, wie das Ihre, für seine Werkstatt versichert zu haben. Aber Sie! In aller Welt Gottes, wie kommen Sie zu ihm?“

Sie stand noch immer an der Tür, gerade aufgerichtet, ohne sich zu regen. „Ich mußte leben,“ sagte sie bitter.

„Um, die alte Geschichte also?“

„Die uralte — ja!“

„Darf ich sie trotzdem hören?“

Sie zuckte die Schultern. „Was kann das Sie interessieren? Einen Mann wie Sie!“

Er trat ganz nahe auf sie zu und sagte leise und eindringlich: „Ich war nicht immer der, der ich heute bin. Ich habe hart gerungen und nicht vergessen. Sie dürfen Vertrauen zu mir haben.“

Sie sah ihn einen Augenblick mißtrauisch, ja

beinahe feindselig an. Dann schlug sie die Augen nieder vor seinem großen, guten, reinen Blick.

Er nahm sie bei der Hand wie ein Kind und führte sie zu einer Bank, unter einem der Fenster, durch das die Sonnenblumen wie große, goldene Sonnenaugen lugten.

Er setzte sich neben sie, ihre Hand, schlank und sehnig gleich der seinen, noch immer umschlungen haltend. „Nun fangen wir einmal ganz von vorn an, wie heißen Sie?“

„Anna Gerhardt!“ Er wartete, da er annahm, daß sie auch ohne Frage oder Mahnung weiter sprechen würde, nun sie einmal den Anfang gemacht hatte. Er irrte sich nicht. Nach ein paar Augenblicken schwerringender Entschliebung fuhr sie fort: „Mein Vater war ein kleiner Beamter mit einem bescheidenen Vermögen, das es zuließ, meinen Bruder und mich sorgfältig zu erziehen. Mein Bruder studierte, nach langem Kampf hatten die Eltern eingewilligt, daß ich meinem glühenden Wunsch, Bildhauerin zu werden, nachgehen durfte. Professor —“ sie nannte einen Namen, der vor ein paar Jahren stark in der Mode gewesen war —, „nahm mich als Schülerin an. Dann kam der Krieg. Der Bruder wurde zum Krüppel. Die Inflation nahm alles. Zu meinem Lehrer kehrte ich nicht zurück. Zahlen konnte ich nicht, borgen oder betteln wollte ich nicht. Da kam ich zu Skutler.“

Sie hatte das alles rasch, gleichgültig, in monotonem Tonfall heruntergesprochen. Ihr Gesicht blickte starr, wie aus Stein gehauen.

Peter Heine hatte sie nicht aus den Augen gelassen. „Medusa,“ dachte er. „Wer sie dafür haben könnte!“

„Und wie denken Sie sich die Fortsetzung dieses Lebens?“

„Fragen schneiden,“ erwiderte sie ironisch.

„Weshalb nicht?“ sagte er gutmütig polternd, „gelegentlich hat es auch sein gutes, der Welt eine Frage zu schneiden, aber nicht fortgesetzt, wenn man, na, ich will mich ganz vorsichtig ausdrücken, allem Anschein nach ein Talent von Gottes Gnaden ist!“

Er beugte sich zu ihr hinüber, nun auch ihre zweite Hand fassend, und beide fest in den seinen haltend.

„Nun red' ich einmal, Fräulein Gerhardt, und bitte mir aus, daß Sie nicht rebellieren. Mit der Kunst spaßt man nicht und hält sie nicht zum Narren, und Sie sehen mir am wenig-

sten danach aus, als ob Sie das auf die Dauer verträugen."

Sie machte eine kaum merklich verneinende Bewegung mit dem Kopf. In ihren Augen schimmerte es feucht. Ihr Mund verlor seine starre Herbheit.

"Fahren Sie jetzt nach Hause und sagen Sie Skutler weiter nichts, als daß ich zufrieden wäre. Ich komme heute Abend herein und bespreche alles übrige selbst mit ihm. Morgen früh um neun Uhr pünktlich erwarte ich Sie in meinem Atelier. Wir werden studieren und sehr fleißig sein."

Sie wand ihre Hände aus den seinen. "Ich nehme nichts, wo ich nicht zurückgeben kann," sagte sie schroff.

"Wer spricht davon?" gab er mit künstlich fühler Selbstverständlichkeit zurück. "Ich werde Ihr Können sowohl als ihre Person stark in Anspruch nehmen. Mehr vielleicht, als Ihnen lieb sein wird."

"Schwerlich," warf sie ein — und etwas wie ein Lächeln zuckte um ihren Mund, leuchtete aus ihren Augen.

"Sie werden nach meinen Skizzen die kränzelnden Kinder für meine „Auferstehung“ ausführen. Und dann —"

Er sah sie an und schüttelte mit drolligem Bedauern den Kopf. "So mit diesem strahlenden Glücksausdruck kann ich Sie für meine „Medusa“ freilich nicht brauchen, aber das wird sich legen, wenn meine erzieherische Arbeit an Ihnen beginnt."

"Schwerlich," sagte sie noch einmal, und blühender ward das Lächeln der ernstesten Augen und des herben Mundes.

"Trotzlocken Sie nicht zu früh. Es ist mir schon mancher aus der Schule gelaufen."

Sie schieden wie gute Kameraden, die sich zu einem neuen Lebensziel verbunden haben.

Draußen auf der weißen, staubigen Landstraße brannte die heiße Septembersonne und flog der Staub in grauweißen Wolken, aber das Mädchen fühlte kein Unbehagen. Ohne mit der Wimper zu zucken, fuhr sie aufgerichteten Hauptes dem leuchtenden, sengenden Sonnenball entgegen.

Knut Hamsun.

Von Otto Zinniker.

Über Knut Hamsun ist Abschließendes noch nicht geschrieben worden. Der Zeitgenosse, der an das große Unternehmen herantreten wollte, würde geblendet von der Leuchtkraft dieses Sterns am nordischen Himmel. Das Gefühl von Verehrung und Liebe, das uns mit dem Werk Hamsuns verbindet, steht der sachlichdistanzierten Betrachtung im Wege, und erst eine spätere Generation wird die Kulturbedeutung dieses Dichters richtig ermessen können. An der Biographie Goethes, ja selbst an derjenigen so entfernter Gestalten wie Shakespeare, Rembrandt und Michelangelo wird noch in unsern Tagen gebaut —, wie lange wird da der norwegische Meister zu warten haben, der im Schatten seiner Schöpfungen ein verborgenes, fast legendarisches Dasein führt?

Jeder heutige Versuch, über Hamsun zu schreiben, kann nur die Absicht verfolgen, dem Danke Ausdruck zu geben für das Geschenk seiner erhabenen Kunst. Aber wie arm und befangen, wie unzulänglich sind unsere Worte, wenn wir aussagen wollen, wie tief das literarische Erlebnis seiner Dichtung gewesen und wie groß es mit jedem neuen Tage wieder ist.

Daß aus einem Dichtwerk Trost zu schöpfen sei, erfuhr ich zum erstenmal vor nunmehr fünfzehn oder sechzehn Jahren. Als junger Seminarist, den eben die Probleme des Lebens zu bedrängen begannen, war ich hinter die Romane August Strindbergs geraten. Ein externer Schüler, älteren Jahrgangs, geistes- und belesen, hatte sie in die Konviktsmauern geschmuggelt und dem Unerfahrenen heimlich zugeschoben. Bei sorgfältig abgelichtetem Fenster las ich nächtelang in der Beichte dieses selbstzerfleischenden Bekenners. Der schonungslose Kampf gegen die Frau, die seelisch verfeinerte und ins Krankhafte gesteigerte Sinnlichkeit, die Ausfälle des Verächters und Hassers, die religiösen Zweifel und Wandlungen wühlten mich im Innersten auf. In schwerer Not fraß ich diese Dinge überstürzt und verfrüht in mich hinein und vergiftete mir auf Monate hinaus den innern Menschen.

Nahe am Abgrund stellte ich mich eines Tages dem Direktor, diesem zurückgezogenen und kränklichen Manne, dessen schulmeisterliche Unterrichtsweise uns allen verhaßt war. War ich denn schon verrückt geworden? Oder aus wel-